



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Alter Waidmannsbrauch. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

in ihren Aemtern stehen, sondern er liegt schon zum großen Theil in der Intelligenz und dem Gewissen des Volkes und seiner Vertreter. Und dieser erste Fortschritt ist Preußens Bürgschaft für größere. Vieles ist dort noch zu thun, mancher herbe Streit wird noch durchgefochten werden, ehe der Staat aus den alten Formen herauswächst und die Lebenskraft sich auszudehnen und anziehen gewinnt, die Kraft, auf welcher die Zukunft Deutschlands beruht; aber wir alle, die wir an dem jungen Staat der Hohenzollern hängen, wir vertrauen fest, diese Zeit wird ihm und uns kommen. Und die Bürgschaft dafür sehen wir darin, daß dreizehn Jahr nach den Debatten des vereinigten Landtags Verhandlungen möglich waren, wie die Adreßdebatten im Hause der Abgeordneten. ♀

### Alter Waidmannsbrauch.

1.

Die Jagd ist nicht mehr, was sie war. Leider nicht mehr, was sie in der alten guten Zeit war! seufzt das Echo aus den Schlöffern, wo die nobeln Passionen zu Hause sind. Gott sei's gedankt, nicht mehr, was sie in der alten bösen Zeit war, meinen die Bauern, die sich von ihren Großvätern erzählen ließen, was die Waidmannslust ihrer Landesväter für sie zu bedeuten hatte.

Die naiven alten Zeiten sind vorbei, wo Landgraf Philipp von Hessen es „zum Erbarmen“ fand, daß „grobe filzige Bauern sich weigerten, seine Rüche (die Hirsche) in ihr Feld gehen zu lassen, da er doch ihre Rüche in seinen Wald lasse.“ Vergangen sind die ebenso gerechten als verständigen alten Zeiten, wo durch Verordnungen dem Landmann untersagt war, seine Aecker durch Zäune gegen Wildfraß zu schützen, andere Verordnungen ihn zur Verstümmelung und Lähmung seiner Hunde nöthigten, wieder andere ihn zu jeder Jagd als Treiber preßten. Mit Betrübniß lesen unsre Junfer von den prächtigen alten Zeiten, wo der Herr Großvater mit Sere- nissimo zur Parforcejagd ritten und kein Recht so unartig war, ihnen den Weg durch die Kornfelder und die Kohlgärten des Bauernvolks zu sperren; schweren Herzens von den anmuthigen muntern Zeiten, wo die selige Frau

Großmutter, damals noch gnädiges Fräulein, fürstlicher Durchlaucht beim Fuchsprellen Gesellschaft leisteten; von den glücklichen Zeiten, wo ein hirschgerechter Waidmann mehr in Ehren gehalten wurde als ein tüchtiger Professor, wo ein guter Jägerhof mehr galt als gut geordnete Finanzen. Wehmüthig blickt der Freund mittelalterlicher Zustände auf die wildpretgesegneten Zeiten zurück, wo einer jener sächsischen Nimrode, die nebenbei auch Fürsten hießen, wo der erste Johann Georg sich am Schluß seiner vierundvierzigjährigen Regierung rühmen konnte, die ungeheure Zahl von 15,290 Hirschen erlegt zu haben, wo sein Nachfolger im Jagen und Regieren deren in vierundzwanzig Jahren sogar 13,636 Stück fällt, wo die Hunde beider fürstlicher Herren zusammen binnen nicht viel mehr als sechzig Jahren über 50,000 Wildschweine für den Jagdspieß stellten. Während ein Hirsch von 4 Centnern jetzt eine Seltenheit ist, kamen solche von 6, ja 9 Centnern in dem Jägerparadies, das einst in Sachsen, Hessen und Württemberg blühte, häufig vor, und während in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts allein in Sachsen durchschnittlich jedes Jahr neun Hirsche von 16 und zwei bis drei von 18 Enden geschossen wurden, vergehen jetzt in ganz Deutschland Jahrzehnte, bis ein Thier von solcher Endenzahl erlegt wird, und es ist begreiflich, wenn 1838 Herzog Heinrich von Württemberg ein derartiges durch ihn herbeigeführtes Ereigniß mit den Worten anzeigte: „wofür ich der schönen Diana Hände und Füße küsse.“

Mit der Jagd im großen Styl ist leider zu Ende, wie es mit der ganzen Welt zu Ende ist, in welcher die Staaten als Rittergüter der Fürsten angesehen wurden, in welcher Hirsche und Sauen nach der Meinung adeliger Herren „starben,“ Bauern nur „krepiren“ konnten, und in welcher ganz kurz vor ihrem Untergang noch die für ihre ganze letzte Periode charakteristische Klage vorkommen konnte: „Euer Königlichen Majestät Allerhöchste Sauen haben meine allerunterthänigsten Kartoffeln gefressen.“\*)

Schon Friedrich der Große hatte sich im „Antimachiavell“ entschieden gegen die Jagd ausgesprochen, Joseph der Zweite befohlen, die Wildschweine auf Parks zu beschränken und sie außerhalb derselben wie Raubthiere zu behandeln, der eine und der andere einsichtiger Fürst in den übrigen deutschen Ländern ähnliche Milderungen der alten Praxis eingeführt. Aber noch lange, in manchen Gegenden bis weit in unser Jahrhundert hinein, am längsten in Württemberg und Sachsen, währte es, bis die Jagd in der alten Weise als Unfug erkannt, das Menschenrecht mit dem Fürstenrecht ausgeglichen und das zu diesem Behuf erforderliche Opfer gebracht wurde. Noch vor fünfzig Jahren

\*) Aus der Eingabe eines württembergischen Pfarrers an König Friedrich, der beiläufig wie seine Vorfahren der Jagd sehr zugethan war und erst in seinen letzten Jahren den durch das Wild in ihrem Eigenthum Beschädigten klagbar zu werden gestattete.

wiederholte sich in wenig gemildertem Grad an vielen Orten das Elend, wober eine hessen-kasselsche Verordnung von 1665 in ergreifender Weise geklagt hatte.

Es ergingen gelegentlich Befehle zur Abtreibung und Wegschiefung des Wildes, aber kurz darauf berichtete man, wie es in jener Verordnung heißt<sup>\*)</sup>, daß dasselbe „dennoch ganz zahm und ohne Scheu im Felde und bis an die Stadthore herumzugehen, sein Lager in den besten Fruchtfeldern zu nehmen, die Kälber auch allerdings hineinzusetzen pflege, welche sich dann als im Feld geheckt und erzogen, sogar darin gewöhnet, daß sie auch den Wald nicht kennen, sondern vielmehr scheuen und weder durch der Feldhüter Abhegen, Behren, Schrecken, Trommelschlagen und anderes Getöse, Geruf oder Geschrei, noch auf andere Weise daraus und in den Wald zu bringen wären. Wozu sich dann das Wildpret aus den hohen Gewälden, bevorab im Frühling, häufig herbeiziehet, den Samen bis zum ersten Schossen zwei oder drei Mal abäset, nach der Hand sich in die Wiesen begiebet, dieselben gleichfalls rein ausfrisht, und wenn das Heu gemacht und die Frucht einen süßen Kern zu setzen und zu reifen beginnet, alsdann wiederkommet, den Rest vollends abäset und vertritt, sodas nichts als das Gestroh, Trespen und Spitzen von Aehren dem Ackermann anstatt der zu hoffenden reichen Ernte übrig bleibet und . . . die Fütterung für seine Pferde, Rind- und Schafvieh also entzogen wird, daß dannhero und wegen dessen Mangel das Vieh verhungert und demnach die von Frucht, Vieh, Wolle und Leder dabevor sonst gehabte gute Nahrung verschwindet und des Ackermanns angewandte Kosten, saure Mühe und Arbeit alle umsonst und vergebens, deswegen auch viele seit dem Frieden wohl ausgestellte Felder in großer Anzahl von Neuem wiederum zu wüstem Recht liegen bleiben und anders nichts als Wüsteneien von ganzen Dorfschaften erfolgen werden.“

Wir halten uns mit keinem Vergleich der Nachtheile und der Vortheile der alten Jagd auf, sondern gönnen dem Bauer, in sein Gott sei Dank einstimmend, einfach die Freude, daß er nicht mehr seine Kühe verhungern zu lassen braucht, damit die der Fürsten und Edelleute fett werden. Die Jagd ist heutzutage fast allenthalben so weit beschränkt, als es die Regeln einer erleuchteten Volkswirtschaft und die Interessen der zur Mitherrschaft gelangten oder heranreifenden mittlern und untern Stände gebieten. Sie hat in ihrer gegenwärtigen bescheidenen Weise nur noch entfernte Aehnlichkeit mit dem Unfug von ehemals, und mit ihr hat sich auch der Jäger sehr wesentlich verwandelt.

Der heutige Forstmann ist vorwiegend Waldwirthschafter, sein Revier nicht so sehr Stall, wo Wild gemästet wird, als Feld und Garten, wo Holz wächst.

<sup>\*)</sup> Landaus Geschichte der Jagd und der Falknerei, Kassel 1844. S. 149.

Er ist zahm und gefest geworden und besißt in der Regel, da er eine Schule zu besuchen und ein Examen zu absolviren hat, mehr oder weniger Bildung. Zwar spricht er, gleich dem Bergmann, dem Studenten und dem Handwerksburschen noch die Sprache seines Standes, aber die alten Waidprüche wissen nur noch wenige auswendig, und von dem feierlichen Ceremoniel, mit welchem seine Vorgänger ihr ganzes Thun und Treiben umgaben, ist nur da ein Rest geblieben, wo es künstlich erhalten wurde. Der Jagdkalender gilt fort, soweit er an die Natur anknüpft. Die Jägerkünste haben wenig Raum, wo die Forstkultur alle Kräfte für ihre Kunst und Wissenschaft in Anspruch nimmt, und die Büchsenmacher Gewehre bauen, die keines Zaubers bedürfen, um sicher zu schießen. Der Aberglaube, das Märchen und die Sage der waidmännischen Welt haben sich in den tiefen Wald und das ferne Gebirge geflüchtet, wo sie einst entsprangen. Nur die Jägerlüge soll hier und dort auch im Flachlande noch häufig angetroffen werden. Selten wird noch der Ton des Hifthorns gehört, aber wenn damit ein gutes Theil Poesie aus der Welt gegangen ist, so können wir uns trösten: es war eine Poesie, die für drei Viertel des Volkes ein Fluch war, und die auch denen, die sie allein genossen, wie alles Uebermaß nicht zum Segen gereichte.

Im Nachstehenden versuchen wir ein Stück dieser versunkenen Welt wieder ausleben zu lassen, indem wir den Förster schildern, wie er vor hundert Jahren und in abgelegenen Waldensamkeiten noch in weit späterer Zeit in Haus und Forst, in Wort und That und namentlich bei großen Hirschjagden, den Haupt- und Staatsactionen seines Wirkungskreises, sein Handwerk betrieb. \*)

Wir sind auf einer Waldblöße, und vor uns liegt das Jägerhaus, beschattet von alten Bäumen. Den Firß des moosbewachsenen Strohdachs schmücken Hirschgeweihe, an den Giebel sind mit ausgebreiteten Flügeln Uhus und andere Raubvögel genagelt. Hinter dem Hause zieht sich ein kleiner Garten mit etlichen Gemüsebeeten und Obstbäumen hin, wol auch ein Stück Feld, das dem Förster von einem Better oder Geatter im nächsten Dorfe bestellt wird. Schon von fern begrüßt uns Gebell von Rüden, in das sich Gekläff von Dächseln und Gewinsel von jungen Hunden mischt, die von dem Meister oder dem Burschen mit Peitsche und Stachelhalßband in die Geheimnisse des Jägerinnmaleins eingeführt werden. In den Hof getreten, sehen wir in einem Winkel einen Fuchs an der Kette, der uns mit schlauem Blinkseln

\*) Wir folgen hierbei vorzüglich zwei Schriften: „Jägerbrevier“ und „Jägerhörlein,“ jenes 1857, dieses 1861 (Dresden, Schönfelds Buchhandlung) erschienen, die wir denen, welche Ausführlicheres über den Gegenstand zu erfahren wünschen, als ziemlich reichhaltige Zusammenstellungen von Auszügen aus ältern und neuern Werken empfehlen.

fragt, ob wir etwa der gute Einfältige sind, der ihm Gelegenheit zum Ent-  
wischen geben soll.

Wir gehen, ohne uns viel zu besinnen, über die Hausflur, wo an den Wän-  
den Scheiben, Netze und allerlei Fallen hängen, in die Stube. Der Jäger ist  
ein rauher Gesell, aber er wird uns freundlich aufnehmen, namentlich wenn  
wir für das edle Waidwerk Sinn haben und in seiner Sprache mit ihm reden  
können. Das Zimmer ist sehr einfach möblirt: ein Tisch, ein paar Stühle,  
eine Lade und ein mächtiger Kachelofen. Im Uebrigen weiß man nicht, ob  
es mehr Naturaliencabinet oder Apotheke oder Rüstkammer ist. Auf Simsen  
stehen mit gläsernen Augen ausgestopfte Vögel, Iltisse, Marder, vielleicht auch  
die eine oder die andere Hasenmißgeburt. Auf den Fensterbretern finden wir  
Büschel von Kräutern und Wurzeln, Töpfe, Flaschen und Gläser mit seltsam  
ausschauenden Gemengen und Abkochungen zur Bethörung des Wildes, zu  
allerlei Gewehrzauber. In der einen Ecke säugt eine Dachshündin ihre schma-  
genden und quiekenden Neugeborenen, in der andern lehnt ein blanker Sauspieß.  
Bücher gibts nicht, denn ein gewehr- und hirschgerechter Jäger hat seine Kunst  
im Kopfe. Dagegen bligen die Wände von Schrotflinten und Büchsen, Waid-  
messern und Hirschfängern. Von Bildern, wie sie die heutigen Herren Förster  
in ihren hübschen Stuben haben, ist ebensowenig zu finden; höchstens hat  
unser guter Freund einen heiligen Hubertus mit seinem Hirsch oder eine Ge-  
nosova mit ihrer Rehkuh oder eine große bunte Saujagd, wie man sie auf  
dem Jahrmarkt kauft, an die Kammerthür geklebt.

Wir nehmen an, daß wir den Förster in einer Zeit trafen, wo ihn der  
Wald nicht sehr in Anspruch nimmt. Er braut in diesen stillen Wochen seine  
Kunstwässer, die ihm Hasen und Füchse zulaufen lassen, schnitzt Pfeifen und  
Sprentel, richtet Lockspeisen und Fallen zu, sliect die Jagdneze und widmet sich  
der Erziehung des Nachwuchses seiner Hunde, und dabei ist immer Muße, uns  
von seiner Lebensweise, seinen Freuden und Leiden, seinem Wissen und seinem  
Glauben zu erzählen. Auch manches schöne Abenteuer werden wir von ihm  
erfahren, und wenn dabei ein paar mächtige Lügen mit unterlaufen sollten, so  
dürfen wir ihm das nicht übelnehmen; denn es gehört zum Handwerk.

Er lebt hier sehr einsam, schon der schlechten Wege halber. Gelegentlich  
spricht ein Bursch vor, ihm seine Dienste anzubieten, bisweilen hört er die  
Flinte eines Wilddiebes knallen. Jährlich ein paar Mal wird er auf das  
benachbarte Jagdschloß befohlen, um im grünen Galarock und mit neuen hirsch-  
ledernen Hosen angethan Se. Fürstliche Durchlaucht oder den gestrengen Herrn  
Grafen zu einer Sauhaß, einer Hirschfeltung oder einer Auerhahnbalz zu be-  
gleiten. Um die Weihnachtszeit geschieht es wol auch, daß sich der weniger  
willkommene Besuch des wilden Jägers einstellt, bei dem ein verständiger  
Mann, wenn er nicht gerade fort muß, zu Hause bleibt. Sobald der erste

Schnee fällt, im December oder Januar, beginnt die Wolfsjagd, bei der ihm die Bauern der Nachbarschaft und die Jäger der anstoßenden Reviere helfen. Im Februar wird Junker Reineken vors Quartier gerückt. Im Juni hebt die Hirschfeiste an, die bis zum August dauert, von wo an nur gepirscht wird, und das letzte Viertel des Jahres füllt die Sauhaß aus. Dazwischen gibt es Hasenhezen, Baizen und allerlei Werk der Vogelstellerei. Auch ist fleißig nach den Salzlecken zu sehen und zu sorgen, daß das Wild im Revier bleibe, sowie daß es sich an bestimmte Orte gewöhne, und wir erfahren jetzt, was es mit den Flaschen und Töpfen auf dem Fensterbret für eine Bewandniß hat, von denen einige unsere Geruchswerkzeuge fast so übel berühren, als die eingethrauten Aufschlagstiefeln unseres Freundes, die an einem Faden aufgehangen in der Ofenhölle trocknen.

Der Förster kann, wie die Mehrzahl seiner Standesgenossen, „mehr als Brot essen,“ und sein fecker Gesell draußen bei den Hunden, von dem niemand recht weiß, von wo er hergelaufen, soll sich bei trunknem Muth in der Schenke vermessen haben, noch mehr zu können. Der Meister will ihn darüber mit guter Manier wegschicken, sobald sichs thun läßt; denn er mag keine Gottlosigkeit im Hause haben. Hat doch der sündhafte Bursch — nun, er wird es uns erzählen, wenn wir allein sind.

Im Folgenden theilen wir einiges von dem mit, worauf sich unser Förster, sich zum Nutzen, Andern zu Schaden und Schabernack versteht. Als Menschen des neunzehnten Jahrhunderts glauben wir an die wenigsten dieser Künste noch. Wem sie nur zweifelhaft erscheinen, mag sich gelegentlich damit versuchen.

Um vor wilden Schweinen sicher zu sein, hängt sich unser Jägermann Krebscheeren an den Hals; um sich vor Wölfen und Bären sicher zu stellen, reibt er sich den Leib mit Bävenschmalz ein, wobei wir uns nur fragen, von wo er sich dieses echt verschafft haben mag. In der Schachtel da auf dem Sims ist das Mittel, mit dem man das Wildpret in die Gänge gewöhnt, in die man es haben will: Bressenkraut wohl gedörrt, Hollunderlaub vor Pfingsten gebrochen, Kramweidenstauden und Salz zu gleichen Theilen, alles zu Pulver gestoßen. Streut man dieses bei Sonnenuntergang auf eine bestimmte Stelle, so zieht sich alles Wild der Nachbarschaft dahin und besucht später täglich diesen Ort.

Noch wunderbarere Wirkung haben die braunen Kugeln in der Glasbüchse daneben. Sie sind aus Kümmel gemacht, der durch ein aus Bilsentkrautsamen, Mohnkörnern und der Wurzel Succesquieum gepreßtes Del verbunden ist. Wirft man sie in ein Feuer, so zieht dessen Rauch alle Thiere aus dem Holze nach der Flamme hin. Nur der Bär findet den Geruch nicht lockend.

Weniger reinlich und anmuthig ist das am Fenster zum Destilliren aufgestellte Mittel, mit dem der Förster seinen Feinden das Wild aus ihren Re-

vieren verschucht. Er hat eine läufische Hündin geschlachtet — besser wäre eine Wölfin gewesen — ihr beide Augen, das Gehirn und das Mark genommen, das Wasser aus der Blase dazu geschüttet und klein gestoßnen Teufelsdreck darunter gerührt. Nachdem es etliche Tage an der Sonne gewiecht ist, wird er es seinem Gegner an den Zaun seines Thiergartens streichen, und der Mann kann sicher sein, daß sich alles Wildpret von dort wegziehen wird, sobald es die Witterung davon bekommt.

Unser Förster weiß ferner die wundersamsten Künste, wie man Hirsche sich vor die Flinte lockt, daß sie zu mehr als einem Schuß stehen, daß sie sogar ihre Bettern und Oheime mitbringen; wie man Wölfe in ganzen Rudeln herbeifödert und einschläfert, so daß sie sich mit Knüppeln todtschlagen lassen; wie man sie vergiftet; wie man sie von Ställen und Gehöften fern hält, und er hat mit letztgenanntem Kapitel seiner Wissenschaft, so kurz es ist — man vergräbt nur einen Wolfsschwanz unter der Schwelle — seine Einnahmen mit manchem blanken Gulden oder Laubthaler verbessert. Zahlreich und zum Theil ergöglich sind die Recepte, mit denen er die Schlaueit des Fuchses in Thorheit verwandelt, ihn sich nachzutragen nöthigt, ihn ins Netz zu springen zwingt; wie er die gesammte Hasenschaft einer Flur zur Landsgemeinde versammelt; wie er desgleichen mit wilden Gänsen und Enten thut. „Nimm Eichenmisteln,“ sagt unter anderm eine seiner Regeln, „und das Krau Merdion oder Silicum, hänge es sammt einem Flügel von einer Schwalbe an einen Baum, so werden sich alle Vögel, die innerhalb einer Meile sind, dahin versammeln.“

Daß er alle Feinheiten des Unterrichts der Hunde inne hat, versteht sich von selbst. Das beste junge Hündlein ist das, welches zuletzt von einem Wurfe sehen lernt, und das die Mutter zuerst in den Mund nimmt und in ein anderes Nest trägt. Um junge Hunde an sich zu gewöhnen, bindet er sich ein Stück Brot unter die Achsel, läßt es wohl durchschwitzen und gibt es dann dem Thier zu fressen. Ebenfalls gut ist, ihm dann und wann in den Mund zu speien. Auch nicht zu verachten ist der Rath, ihm ein Ragenherz zum Fraß zu reichen. Vor dem Tollwerden bewahrt er seinen Waldmann, indem er ihm Frauenmilch zu saufen giebt. Hat ein Hund, der toll scheint, Jemand gebissen, so weiß der Jäger sofort Rath, wie man erfährt, ob die Wunde wirklich giftig ist. Er nimmt einen Bissen Brot, taucht ihn in die Wunde und giebt es einer Henne zu fressen. Verzehrt sie es und stirbt, so ist der Biß schädlich, und dann darf man ihn wenigstens vierzig Tage nicht zuheilen lassen. Ein treffliches Recept, Hunde, die gebissen worden, vor dem Wüthendwerden zu schützen, besteht darin, daß man auf ein Zettelchen die Worte „Uram quiram cafram cafratremque cafratrosque“ schreibt und das Papier dem Thiere in einem Ei eingiebt.

In erster Reihe der Obliegenheiten eines Jägers steht die Pflege seiner Gewehre, zu der bei unserm Freunde ein gutes Theil von dem gehört, was wir in das Gebiet des Zaubers verweisen. Er ist indeß ein frommer Christ und befaßt sich nur mit der weißen Magie. Die schwarze und ihren schließlichen Lohn, die Hölle, überläßt er seinem Burschen, der zu seiner Zeit schon inne werden wird, wohin ein Pakt mit dem Gottseibeius führt.

Um Schrot oder Hagel auf vierzig Schritt eng zusammenschließen, stößt der gewehrgerechte Jäger auf das eingeschüttete Pulver Rebhaare, dann wieder etliche Körnchen Pulver, dann nochmals Haare. Um zu machen, daß die Kugeln gewaltig durch Alles hindurchschlagen, gießt er sie aus drei Theilen Wismuth und zwei Theilen Blei, löscht sie in Weingeist ab und stößt, wenn er sie brauchen will, unter und über sie ein wenig Wachs. Kugeln in Knoblauchsast oder Jungfrauenwachs vom ersten Honig gelöscht, und solche von Kupfer, Zinn, Antimon und Arsenik thun ähnliche gute Dienste.

Hat der Förster in diesen Recepten Schüsse, die ihm die Spitzkugel unsrer Tage ersetzen, so besitzt er andere, die als Aequivalent für die ebenfalls noch nicht erfundenen Revolver und Zündnadelgewehre gelten mögen. Wenigstens versteht er es, aus einer Flinte fünfzehn bis zwanzig Schüsse hinter einander zu thun. Er ladet das Rohr mit Pulver und einer Kugel, schüttet dann wieder Pulver darauf, setzt davor einen Filz mit einem Loch und eine Kugel mit einem Loch, dann Büchsenpulver fein zerstoßen und mit Baumöl angefeuchtet und so fort, bis der Lauf voll ist, worauf das Ganze mit einer Lunte von vorn angesteckt wird.

Andere Kunststücke eignen sich vorzüglich, wenn es gilt, einem Wildschützen einen Denkkettel zu geben, ohne ihn zu verwunden. Ladet man Bleiasche statt der Kugel, so schießt man ihn, daß er blau wird und eine ganze Stunde nichts von sich weiß. Stößt man einen naßgemachten Zundstrik von einer halben Elle Länge auf das Pulver, so wird er getroffen, daß er sich überschlägt, schadet ihm aber sonst nichts.

Will der Jäger sich eine Büchse zubereiten, mit der er alles Federwild durch den Hals treffen kann, so verschafft er sich vom Scharfrichter einen Nagel, mit dem der Kopf eines armen Sünders auf das Rad genagelt worden ist, und läßt sich davon beim Büchsen Schmied auf sein Gewehr ein Visir und ein Korn machen, und zwar muß dies im Zeichen, wo der Schütze regiert, und in der Stunde des Mars geschehen. Ein solches Rohr darf aber nicht nach der Scheibe oder nach einem Hasen oder überhaupt anders als zur Jagd auf gefiederte Thiere gebraucht werden, da es in diesen Fällen verdorben wird. Vielartig sind die Anweisungen, sogenanntes „stilles Pulver“ zu machen. Man nimmt unter andern einen lebendigen Maulwurf, calcinirt ihn in einem verschlossenen Topfe, mischt etwas Borax hinzu, thut davon ein Loth unter

vier Loth Schießpulver, das zuvor mit Branntwein angefeuchtet und wieder getrocknet worden ist, schüttet noch ein wenig zerstoßenes Hundsbein hinzu und gewinnt damit ein Pulver, das ohne Knall wie eine Windbüchse wirkt. Oder man mischt Büchsenpulver mit Schwefelstaub, Wurmmehl und dem Blut eines jungen Bockleins, was dieselbe Wirkung hat.

Die Miniébüchse trägt an tausend Schritt, die verbesserte Enfieldbüchse noch weiter. Unfern alten Waidmann würde das nicht Wunder nehmen. Er hat von einem vorüberreisenden Jägerburschen ein Recept zu einer Composition gehört, welche die Kugel noch viel weiter treibt. „Nimm Salpeter, destillire ihn zu Wasser und den Schwefel zu Del, das Salmiak auch zu Wasser. Nimm Oleum Benedictum nach dem Gewicht. Dieses zusammen vermischt mit sechs Theilen Salpeterwasser, zwei Theilen Schwefel, drei Theilen Ammoniak und zwei Theilen Oleum Benedictum. Lade die Flinte mit Loth, gieße den zehnten Theil des Wassers hinein und zünde es behende an, so geht der Schuß auf dreitausend Schritt.“

Um sicher zu schießen, gießt unser Freund seine Kugeln, wenn die Sonne in den Schützen getreten ist, was im November zu geschehen pflegt, oder auch, wenn der Mond den Schützen berührt, d. h. wenn im Kalender der Schütze drei Tage auf einander steht. Hierzu gehören folgende merkwürdige Handgriffe: man sticht oder schneidet an solchen Tagen Mittags in der zwölften Stunde solche Kalenderzeichen heraus und thut beim Kugelgießen allemal eins davon in das Modell, dann wird man mit solchen Kugeln niemals fehlen. Andre bedienen sich andrer Vorschriften. Der Nachbar im nächsten Revier wirft klein geraspelte Spähne von einer Eiche, in die der Bliß geschlagen, in die Form, mit der er seine Kugeln fertigt. Ein zweiter Colleague mischt unter sein Schießpulver die Asche von einem Strick, mit dem ein Dieb gehenkt worden. Ein dritter nimmt Herz und Lunge von einem Wiedehopf, der nie auf den Erdboden gekommen, und bindet sie sich auf den linken Arm. Wieder andere mischen beim Gießen das Herz einer Fledermaus unter das Blei. Noch andere suchen sich vor Georgi eine Natter, hauen ihr den Kopf ab, stecken in die Augen und in den Mund eine Erbse und graben den Kopf unter einer Brücke ein, über die man reitet und fährt. Nach sieben Wochen und drei Tagen gehen sie hin, nehmen die unterdeß gewachsenen Erbsen, stoßen sie zu Mehl und vermischen das mit ihrem Pulver.

Unfehlbar treffend werden alle Geschosse, wenn man Folgendes beobachtet. Man verschafft sich einen schwarzen Haushahn, der aber keine einzige weiße Feder haben darf, schlachtet ihn mit einem neuen Messer, nimmt das Herz heraus und legt es in ein Loch in einer Mauer. Nach neun Tagen, in derselben Stunde, in der man es hinein gethan, geht man wieder hin und findet einen Ring, den man an einen Finger der linken Hand steckt.

Der Jäger hat Reider und Feinde. Er hat bei der letzten hohen Jagd vorzüglich geschossen, und der Nachbar gönnt ihm das nicht. Er hat einen Bauer im Holze gepfändet oder ihm seinen Hund weggeblasen, weil er ihn ohne den vorschriftsmäßigen Knüppel am Halse im Felde traf, und der Bauer hat gedroht, ihm das gedenken zu wollen. Der Förster hat einem nutzlosen Burschen den Dienst gekündigt, und der Schlingel sinnt darauf, wie er dem Meister einen Poffen spielen kann. So hat dieser sich sorgsam zu hüten, daß ihm nicht Verdrießliches geschehe. Es kommt z. B. vor, daß böse Leute es so einzurichten wissen, daß ihm sein Gewehr nicht losgeht, was sie einfach dadurch bewirken, daß sie Messer und Gabel aus der Scheide ziehen und die letztere an den Ort des Messers verkehrt einstecken. Es geschieht ferner bisweilen, daß sie ihm auf seiner Schießstätte heimlich eine Sperrkette überzwerch vor der Scheibe eingraben, wo er dann niemals die Scheibe zu treffen im Stande ist. Das Gewöhnlichste aber in solchen Fällen ist, daß ihm der Nebenbuhler oder Gegner „einen Waidmann zu setzen“ sucht. „Wenn einer ein Rohr auspugt,“ erzählt unser Förster, „und ist etwa einer dabei, der einem mißgönnt, daß man ein gewisser Schütze sei, so wissen ihrer viele durch dieses Mittel einem alle Schüsse zu verderben. Sie geben nämlich nur Achtung, daß sie etwas von den Lumpen bekommen, mit welchen das Rohr ausgepugt worden ist, bohren hernach ein Loch gegen Morgen in einen Eichenbaum, thun die Lumpen hinein und schlagen das Loch mit einem Keil oder Pflock von Hagedorn gemacht wieder zu, so ist derjenige, von dessen Rohr sie die Lumpen bekommen, mit Schießen verderbt. Denn wenn er hernach auf ein Wild anschlägt, fängt er über alle Maßen an zu zittern, auch hält das Wild ihm keinen Stand, hat auch vor der Scheibe oder sonst niemals keinen gewissen Schuß, es wäre denn, daß die Lumpen wieder aus dem Baume genommen würden, und dies nennt man einen Waidmann setzen.“

Wer sich davor hüten will, muß, so oft er ein Rohr auswischt, die Lappen nehmen und sie entweder in fließendes Wasser oder in ein Feuer oder auch in ein heimlich Gemach werfen. Gut gegen alle Verzauberung der Gewehre sind auch folgende Mittel: Man zieht, wenn man das Haus verläßt, den Ladestock heraus, stößt ihn dreimal auf die Erde und dann in den Lauf, steckt ihn wieder an seinen Ort und stampft schließlich dreimal mit der Mündung des Rohrs auf den Boden. Oder man versieht sich mit Moos, das auf dem Schädel eines armen Sünders gewachsen ist, und ladet davon jedes Mal ein Wenig zwischen Pulver und Blei. Oder man füttert den Stein im Hahn mit Kreuzwurzeln ein. Oder man nimmt von dem Lager einer Sau, die Junge hat, neun Strohhalme und schiebt davon neun Glieder in den Schaft zwischen die beiden Hefte. Um aller Schelmerei zu entgehen, zieht der vorsichtige Waidmann, wenn er auf die Jagd oder zum Scheibenschießen geht,

das Rohr einfach zwischen den Beinen durch. Im Uebrigen hütet er sich, Leute, deren er nicht sicher ist, in den Lauf sehen oder greifen zu lassen.

Begegnet es dem Jäger bei aller Sorgfalt, daß ihm ein Schabernack geschieht, und daß er mit seinem Gewehr entweder gar nicht trifft oder die angeschossenen Thiere nicht sterben, waidmännisch enden, können, so sucht er sich alsbald einen Sperling, reißt ihm den Kopf ab, schraubt denselben an den Kräger des Ladestocks und fährt damit etliche Male durch das Rohr. Dann thut er dasselbe mit einer weißen Zwiebel, worauf er mit dieser einen Lappen bestreicht und mit letzterem den Lauf nochmals auswischt. Schließlich wird der Sperlingskopf und die Zwiebel in den Schornstein gehangen, wo es sich mit der Flinte bald ändern und zugleich der gute Freund erscheinen muß, der es ihr angethan hat. So hält es unser Förster in solchen Fällen. Andere nehmen statt des Sperlingskopfs das Herz eines Wiedehopfs oder Häbers zum Auspuzen des Rohrs. Noch besser und approbirter ist, eine Blindschleiche in den Lauf zu thun, dieselbe mit einem Pfropf darauf vierundzwanzig Stunden stehen und das Thier darin sterben zu lassen, dann zu laden, die Schlange darauf zu stoßen und fortzuschießen. Das Gewehr bekommt auf diese Weise, was in der Jägersprache der heiße Brand heißt. Wo ein Thier von ihm auch nur leicht verletzt wird, läuft es doch nicht lange; denn wo die Kugel hintrifft, ist's sofort Händebreit um den Schuß herum entzündet und verbrannt, und das Wild frunkt und endet fast im Augenblick davon.

Ein Jäger, der gute Lehre genossen, weiß aber nicht blos sein durch böse Menschen behetztes Gewehr zu curiren, sondern auch die Uebelthäter dafür nach Verdienst zu strafen. Doch wird er dabei vorsichtig verfahren; denn wollte ein Schütze, welcher glaubt, daß ihm ein Waidmann gesetzt worden, sich ohne Weiteres an der Person, die er im Verdacht hat, rächen, so könnte es leicht geschehen, daß er selbst Beschwerung davon hätte. Der Gegenzauber trifft stets den, der die Schuld an dem Verderbniß des Gewehres hat. Er muß also untersuchen, ob er nicht vielleicht selbst eine Unachtsamkeit begangen hat. In letzterem Fall ist an der Büchse nichts weiter zu thun, als daß man den Lauf sauber auswischt und ihn ohne Schwanzschraube mit der Mündung gegen den Strom in ein fließendes Wasser legt, ihn dort einen Tag und eine Nacht liegen läßt, ihn, nachdem er wieder in den Schaft gethan, mit dem Schweiß von einem Sperling auspuzt und die Büchse dann etliche Wochen nicht gebraucht.

Hat sich dagegen der Jäger versichert, daß der Schaden von einem Andern herrührt (was man beiläufig daran merkt, daß sich nach dem Schießen im Rohr und auf der Pfanne kleine blutrothe Körnchen sehen lassen), so kann er, wie unser Förster meint, ohne die geringste Sünde zu begehen, einem

solchen gottlosen Menschen seine Bosheit auf folgende Art heimzahlen. Er wäscht das Innere des Laufs mit Berg rein aus, streut ein von römischem oder cyprischem Vitriol und Gummi Tragant bereitetes sympathetisches Pulver hinein, nimmt die Schwanzschraube heraus und stellt das Rohr auf den Küchenheerd, wo er ein Feuer von Haaren, Schweinekoth und Ochsenklauen anmacht. Hat der übelriechende Rauch desselben das sympathetische Pulver im Rohr berührt, so empfindet der Zauberer sogleich durch die Antipathie Schmerzen in den Augen und Gestank in der Nase, und er mag wollen oder nicht, er muß über Hals über Kopf herbeilaufen und bei dem Beschädigten beichten und Hülfe suchen. Soll er Reissen im Leibe haben, so schüttet man in den nassen Lauf etwas von dem sympathetischen Pulver, gießt recht scharfen rothen Weinessig darauf, stopft die Flinte zu und setzt sie in einen Winkel, worauf der Uebelthäter ebenfalls bald herbeieilt, um sich von seinen Schmerzen zu befreien. Will man ihn, als hinreichend gezüchtigt, aus dem Zauber entlassen, so braucht man nur das Rohr in fließendes Wasser zu werfen, und sofort empfindet er Linderung.

Das Zubehör zu dem sympathetischen Pulver wird im Juni, wenn die Sonne im Löwen wirkt, bei heißem Sonnenschein destillirt, in einem steinernen Mörser klar gestoßen, nachdem die einzelnen Ingredienzien für sich vier Wochen getrocknet sind, gemischt und dann in einer Holzschachtel an einem temperirten Orte, der nicht zu trocken und nicht zu feucht, nicht zu warm und nicht zu kalt ist, zum Gebrauch aufbewahrt.

Alles das gehört zur weißen Magie, deren man sich bedienen darf, ohne sich der Sünde befürchten zu müssen. Schon für zweifelhaft gilt unserm Förster, wenn einer, um sicher tödtende Kugeln zu erhalten, Stückchen vom Donnerkeil in die Form wirft und das Blei darauf gießt; denn der Donner soll in der Heidenzeit ein Gott gewesen sein. Ganz unchristlich ist dann bereits die Gewohnheit mancher Schützen, beim Losdrücken einen gewissen Fluch zu brauchen, der freilich helfen soll, aber so gottlos klingt, daß ihn unser Freund nicht einmal nachsagen mag. Vollkommen zur schwarzen Zauberkunst endlich gehört Alles, was mit den sogenannten Freikugeln zusammenhängt. Der Bursch des Försters scheint deren zu haben, und da er sie nur durch einen Pakt mit dem Teufel oder sonst auf frevelhafte Weise erlangt haben kann, soll er, sobald sich erweist, daß er nicht bloß geprahlt hat, Knall und Fall aus dem Hause.

Freikugeln verschafft man sich auf verschiedene Art. Die gewöhnlichste ist indeß, daß man in heiligen Nächten, vom Donnerstag auf den Charfreitag oder in den Zwölften auf einen Kreuzweg geht und den Teufel um Farnsamen bittet, von dem man sodann beim Gießen in jede Kugel ein Körnchen fallen läßt. Man schießt mit solchen Zauberkugeln, wenn man will, um die

Ecke, im Kreise, was man sieht und was man nicht sieht, überhaupt Alles, wonach das Herz begehrt. Aber die arme Seele ist zu bestimmter Zeit dem Teufel verfallen.

Anderer wieder erwerben sich die Gabel, Alles, wonach ihnen der Sinn steht, zu treffen, auf noch gotteslästerlichere Manier. Sie schießen unter Zaubersprüchen nach der Sonne, nach Heiligenbildstöcken und Crucifixen im Walde, nach Hostien, die sie beim Abendmahl entwendet, ja nach unserm Herrgott im Himmel. Beispiele solcher Freischützen erzählt sich das Volk in Menge, und da unser Förster als Bursch viel gewandert ist, so weiß er deren aus aller Herren Ländern zu berichten.

So war da vor nicht langer Zeit in der Nachbarschaft von Hildesheim ein alter Förster, der Alles schoß, was er aufs Korn nahm. Nun hatte er einen Burschen, der gleichfalls nie fehlende Schüsse wünschte und so eines Tags den Alten bat, ihm seine Kunst zu lehren. Darauf erklärte sich jener bereit dazu und sagte ihm zugleich, wenn er das nächste Mal zum Abendmahl gehe, solle er die Oblate nicht hinunterschlucken, sondern unbemerkt aus dem Munde nehmen und mit heimbringen. Der Bursche that, wie ihm geheißen, und als er aus der Kirche nach Hause kam, ist er mit dem Förster in den Wald gegangen, wo dieser die Hostie an einen Baum genagelt und dem Gesellen geheißen hat, danach zu schießen. Der nimmt die Büchse, aber wie er anlegt, sieht er unsern Herrn Christus am Baume stehen, so daß ihn ein Zittern ankommt und er beinah das Gewehr fallen läßt. Er will durchaus nicht losdrücken. Der Alte aber heißt ihn einen Hasensfuß und einfältigen Tropf, und so legt er wieder an und schießt los. Da ist die Oblate mitten durchbohrt und ganz blutig gewesen, der Bursche aber hat von der Zeit an kein Ziel gefehlt.

Ganz dieselbe Geschichte kam bei Zellerfeld im hannöverschen Harz vor. Der Bursch wurde später hier Förster, und da hat er zu öftern Malen seine Geschicklichkeit Spätes halber sehen lassen. Wenn er an Winterabenden Gesellschaft hatte, so fragte er seine Gäste, was sie essen wollten, Hasen- oder Rehbraten oder einen Auerhahn. Dann nahm er seine Flinte, schoß blindlings zum Fenster hinaus und hieß sie in den Garten, auf den Hof oder auf die Gasse gehen, da werde das Wild liegen. Und wenn sie dahin gegangen sind, haben sie jedes Mal gefunden. Zuletzt aber hat ihm der Teufel das Genick gebrochen, und um den Hals hat er einen Streifen gehabt wie ein blaues Halsband.

Wenig besser erging es dem Freijäger auf dem Dörrhof bei Rauenberg im Badenschen. Er hatte sich seine Kunst dadurch verschafft, daß er auf ein Tuch knieend drei frevelhafte Schüsse, einen gegen die Sonne, einen gegen den Mond und einen gegen Gott im Himmel geschossen, worauf drei Blutstropfen

herabgefallen waren. Nachdem er gestorben, spukte er im Walde als grüner Jäger mit Gewehr, Kanzen und Hund sogar am lichten Tage, bis ihn der Schinder in einen Sack beschwor, der in eine Bergschlucht festgebannt wurde.

Wie in allen Wissenschaften und Künsten, so finden sich auch in der höllischen Waidmannskunst, wie unser alter Förster sagt, solche die stärker und solche die schwächer sind. Da wohnte zum Beispiel bei Vieblis in Hessen ein alter Wildfreuler, den die Forstbedienten trotz aller Mühe, die sie sich gaben, durchaus nicht zu fangen vermochten. Das ging aber nicht mit rechten Dingen zu. Eines Abend waren ihm vier Jäger so nahe gekommen, daß sie sicher zu sein glaubten, ihn diesmal zu fassen. Da verwandelte er sich wenige Schritte vor ihnen plötzlich in einen Schneisenblock. Die Verfolger meinten, er sei dennoch entkommen, und indem sie an dem Block stehend sich beriethen, welche Richtung er wol genommen haben möge, klopfte einer von ihnen sogar seine Pfeife an dem Schneisenblock aus. Dieser Jäger ging am nächsten Tage allein durch den Wald, da begegnete ihm der Wilddieb, grüßte und sprach dann: „das war aber doch nicht hübsch von dir, daß du gestern deine Pfeife an meiner Nase ausgeklopft hast; sie thut mir heute noch weh davon.“ Zugleich erinnerte er denselben an die Reden, die er bei jener Gelegenheit an dem Block mit den andern geführt hatte. Als jener das hörte, lief er so schnell ihn seine Beine tragen konnten, davon; denn er merkte jetzt, daß er es mit einem Hezenmeister zu thun hatte.

So war da ferner im Münsterland ein Edelmann, der große Forsten besaß, aber keinen Förster behalten konnte. Sobald ein solcher bei ihm angetreten war und zum ersten Mal in den Wald ging, wurde er, man wußte nicht von wem, erschossen, und zwar befand sich die Wunde stets in der Stirn. Nachdem auf diese Art drei oder vier Förster umgekommen waren, wollte es Niemand mehr mit der Stelle wagen, und so blieb der Wald ohne Aufsicht, bis sich endlich ein wandernder Jäger meldete, der ganz so ausah, als fürchte er weder Gott noch den Teufel. Der Edelmann sagte ihm ehrlich, daß es hier nicht geheuer sei. Der Waidmann aber meinte, er wolle es darauf wagen, er mache sich nichts aus dem unsichtbaren Schützen, hätte auch Jägerstücklein gelernt und für den, der ihm ans Leben wolle, auch eine gewisse Kugel im Rohr und werde darum getrost den Dienst übernehmen. Das geschah denn nun, und am andern Tage versammelte der Edelmann mehre Jagdgesellen, um den neuen Förster bei seinem ersten Gange in den Wald zu begleiten. Und wie es früher geschehen, so kam es jetzt auch. Sie waren kaum in den Wald getreten, so knallte in der Ferne ein Schuß. Aber im selben Augenblick warf der Jäger seinen Hut in die Höhe, und siehe da, wie er niederfiel, bemerkte man, daß er von einer Kugel genau an der Stelle durchbohrt war, wo er auf der Stirn aufgefessen hatte. „Jetzt bin ich an der

Reihe," sagte der Jäger, legte seine Büchse an den Backen, rief: „dem Gruß einen Gegengruß!" und schoß. Die andern wunderten sich darüber, aber bald wurden sie inne, was jener gemeint hatte. Sie folgen dem Jäger durch den Wald, bis sie an eine Mühle kamen, aus der Klagegeschrei erschallte. Als die Waldgesellen hineingingen, fanden sie darin den Müller erschossen: eine Kugel hatte ihm die Stirn durchbohrt. Er war der Zauberer gewesen, der jeden neuen Förster aus der Ferne mit Freikugeln getroffen, um im Walde allein über den Wildstand schalten zu können. Dem Edelmann graute vor dem Jäger, namentlich als er auch andere Künste entwickelte, das Wild für den Schuß festbannte, die Rebhühner zwang, in seine Tasche zu fliegen, und so nahm der Herr den ersten schicklichen Vorwand, ihn aus seinen Diensten zu entlassen.

Ein nicht minder starker Zauberer war der Forstgehilfe, der zu Anfang dieses Jahrhunderts beim Forstner Frühholz zu Lichtenberg im bairischen Lechrain diente. Der trug an dem einen Fuß einen Pantoffel, wie wenn er ein Uebel daran hätte, aber trotzdem konnte es ihm niemand im Laufen gleich thun. Als Schützen aber kam ihm noch weniger jemand gleich. Beim Schwabauern in Lichtenberg war allezeit ein großer Dünghaufen, wo immer unter den Hennen eine Menge Spagen saßen. Darüber machte er mit dem Bauern eine Wette, er wollte ihm die Spagen mit einem Schuß wegblasen, ohne eins von den Hühnern zu verletzen. Und er gewann. Er schoß statt auf den Dünghaufen rückwärts zum Hofe hinaus, und todt lagen da alle Spagen, von den Hennen aber nicht eine. Ging er zu Holz, so machte er, daß alles Wild zu ihm hingelaufen kam, wo er es dann wie ein Fleischer eine Hammelheerde aussuchte, welches das feinste war; das nahm er und schoß es nieder. Wenn ihn daher die Hirsche und Rehe nur von Weitem merkten, so liefen ihnen schon die Thränen aus den Augen. Mit den Wilddieben war er kurz angebunden: hatte einer etwas geschossen, so ging der Bursch sogleich an den Ort, wo es versteckt war, und wenn es auch noch so geheim war, er fand es jedesmal.

Vorzüglich gut verstand der Jägerbursch sich aufs Festmachen. Als einmal Fastnacht war, kam er zum Tanz nach Scheuring ins Wirthshaus. Weil er aber so wild aussah, wollte keines der Mädels mit ihm tanzen, und die Buben machten sogar Anstalt ihn aus dem Hause zu werfen. Da zeigte er ihnen aber, was er konnte und bannte alle Ledigen bis auf Aschermittwochen fest in der Zechstube. Erst beim Gebetläuten hat der Zauber aufgehört. Ein anderes Kunststück war dieses: Eine von den Mägden des Neubauern in Scheuring hatte ihm ein Schimpfwort angehängen. Da kam er des Nachts vor ihr Kammerfenster, rief sie beim Namen und sagte: „Komm, geh mit!" da stand sie gleich auf und lief im Hemde, wie sie gewesen, neben ihm her

in den Wald wol eine Stunde weit. Wie er sie endlich bei ihrem vollen Namen genannt und gesagt: „Was willst du hier; geh nach Hause,“ war's ihr, als erwachte sie aus einem bösen Traum, und als sie sich umsah, merkte sie zu ihrem Schrecken, daß sie sich bei einer eingegangenen Schindhütte befand, wo es schon am hellen Tage nicht geheuer war. Seinen eignen Herrn, den Forstner, bannte er einmal nach einem heftigen Streit drei Tage und drei Nächte ins Westerholz auf einen Stock, daß jedermann meinte, er sei von einem Wildfrevler erschossen worden. Dies hat ihm aber den Dienst gekostet, und hat ihn darauf niemand wieder zu Gesicht bekommen.

### Noch ein Wort über das österreichische Heer.

München. 1. Febr. Mein Herr. Angeregt durch den Artikel Ihres geehrten Blattes über das österreichische Heer erlaube ich mir, Ihnen folgende Erinnerungen gleichsam als kleine Ergänzung zu schicken. Nur die Aufdeckung von Mißbräuchen kann ja helfen.

— Nach der Schlacht von Magenta beschloß ich, bei der österreichischen Armee für die Dauer des Feldzuges als Freiwilliger einzuspringen, und wandte mich deshalb an die Gesandtschaft zu . . . . um über die Bedingungen Näheres zu erfahren. Der Secretär drückte mich fast in die Arme, als ich ihm meinen Entschluß kund that, aber er erklärte, daß von Wien ein so confuses Rescript über die Zulassung der Freiwilligen gekommen sei, daß sie auf der Gesandtschaft nicht daraus hätten klug werden können und er mir Sicheres nicht mitzuthellen vermöge. Nur in Innsbruck beim Landescommando von Tirol würde ich Genaueres darüber erfahren können. Ich reiste nach Innsbruck. Warten und mich von Hause mit allen möglichen, langwierigen Zeugnissen versehen, wollte ich nach den verlorenen Schlachten nicht länger, zumal der Herr auf der Gesandtschaft meinte, mein Paß zc. würden für meinen Zweck genügen. — In Innsbruck wurde ich auf der Commandantschaft mit über-raschender Artigkeit empfangen. Artigeres, zuvorkommenderes Benehmen als bei den Militärbehörden und Officieren — dies will ich hier gleich bemerken — habe ich niemals gefunden. Es ging meiner Ansicht nach fast zu weit, indem meinet-, des einfachen Volontärs wegen, Ordnungen zc. zuweilen war-